



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

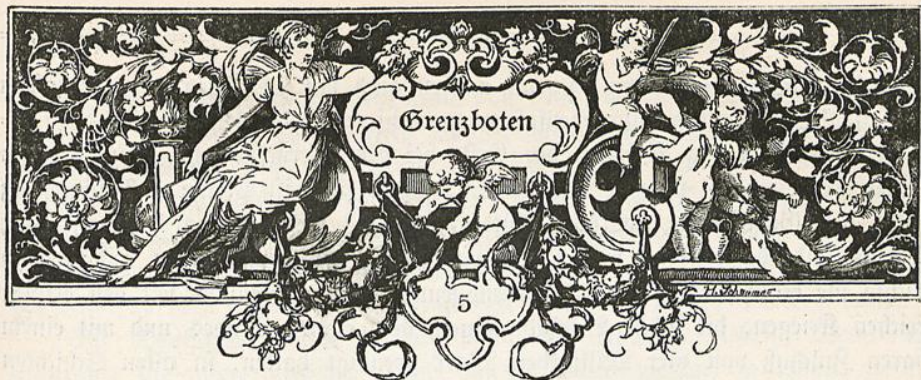
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geltung zur See

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Geltung zur See



er sehr ernste Ton der Thronrede, mit der der deutsche Reichstag eröffnet worden ist, hat im In- und im Auslande zu denken gegeben. Der Ton klang vielfach neu, aber seine Offenheit überraschte und verletzte eigentlich niemand, denn die Wahrheit des Gesagten ist unbestreitbar. Die ausländische Presse hat rückhaltloser als die deutsche ausgesprochen, daß die Andeutungen wegen „Verkennung deutscher Sinnesart“ und wegen der „Vorurteile gegen die Fortschritte deutschen Fleißes“ an die Adresse Englands gerichtet sind, das Deutschland überall als Gegner seiner Politik antrifft, und das seine gewerbsmäßige Rolle als Störer des Weltfriedens weiter spielt. Die Demokraten und die Gegner Deutschlands fanden sich mit dem hergebrachten Witz ab, daß Kaiser Wilhelm für die Flottenvorlage habe Stimmung machen wollen. Das ist eine Verlegenheitsausrede, denn man weiß auch im Auslande, daß die Forderungen für die Wehr zur See im deutschen Volke eher wegen ihrer Beschränkung als wegen ihrer Höhe überrascht haben. Der Reichstag, der sie ablehnen würde, käme nach der Auflösung nicht wieder — trotz den neuen Steuern. Absichtlich hat die Thronrede nicht für die Flottenvorlage gewirkt, unabsichtlich desto mehr. Der Deutsche versteht ganz wohl, warum in der marokkanischen Frage „unter Schonung der Interessen und der Ehre beider Teile eine Verständigung“ erreicht wurde, obgleich die Revancheträume der Franzosen noch lange nicht zu Ende sind, und trotzdem daß „der große Unbekannte“ hunderttausend Engländer zur Unterstützung in Holstein landen lassen wollte. Der Deutsche schließt ganz richtig daraus, daß sein Schutz zu Lande ungefähr ausreichend ist, da aber „solche Strömungen, an einem Punkte unterdrückt, an einem andern wiederkehren können,“ so muß auch der Schutz zur See ausreichend gestaltet werden. Unfre Zukunft liegt auf dem Wasser, wir brauchen eine stärkere Flotte, wir können nicht stehn bleiben!

Jeder Stillstand ist zugleich ein Rückgang, denn wenn man auch nur stillzustehn glaubt, gehn die andern weiter, und man bleibt eben zurück. Das gilt auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, am meisten aber von dem der Politik. Ist ein politisches, ein nationales Werk vollendet, so muß schon wieder

ein neues begonnen werden. Darum müssen auch wir Deutschen ununterbrochen alle Kräfte opferwillig zusammenfassen, um unsern nationalen Besitzstand zu erhöhen. Was König Wilhelm der Erste bei der Übernahme der Regierung in seiner Proklamation vom 7. Januar 1861 sagte: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben,“ das gilt noch heute für ganz Deutschland, dazu nötig schon die geographische Lage, und daran ändert auch nichts die erhöhte Neigung zum Lebensgenuß, die unverkennbar seit den erfolgreichen Kriegen, die ohne Beschädigungen des eignen Landes und mit einem baren Zuschuß von vier Milliarden Mark geendigt hatten, in allen Schichten unsrer Bevölkerung heimisch geworden ist. Wir leben aber nicht auf einer unangreifbaren Insel, sondern sind im Osten, im Süden und im Westen von Nachbarn umgeben, die bis vor kurzem, mit Ausnahme eines einzigen, wohl unsre guten Freunde waren, die es aber in absehbarer Zeit nicht mehr zu sein brauchen und sicher unsre Gegner werden, sobald wir verabsäumen, unsre nationale Wehr überlegen zu erhalten. Sie würden sich dann auch nicht dadurch beeinflussen lassen, daß wir weiter versicherten, Deutschland wolle nur eine Politik des Friedens treiben. Die erhalten wir überhaupt bloß aufrecht, weil wir unter Umständen den Frieden im mittlern Europa gebieten könnten, denn man erreicht in der friedlichen Politik doch bloß das, was man im Notfall erzwingen kann. Was wäre Bismarcks kühne Politik gewesen ohne die siegreiche Kraft der preußischen Armee? Die schwärmerischen Träume von deutscher Einheit hätten es wahrlich nicht getan, wenn sie auch die Generation für das verständnisvolle Ergreifen des auf dem Schlachtfeld Errungenen und mit meisterhafter Staatskunst Gefestigten vorbereitet hatten.

Das sind freilich für denkende und praktische Politiker alles bloß Gemeinplätze, aber sie können trotzdem nicht oft genug wiederholt werden, denn sie sind noch lange nicht so weit zum Gemeingut unsers Volks geworden, daß es sich danach in seinem politischen Fühlen, Denken und Handeln richtete. Wir können uns nicht oft genug die Worte einprägen, die der Altreichskanzler, schon als aus dem Dienst geschiedener, am 24. Juli 1892 in Kissingen einer Massen- deputation aus dem deutschen Südwesten zurief: „Rußland ist in seinem ganzen Rücken gedeckt durch Asien und besitzt nur eine Front, Frankreich hat den Ocean hinter sich und hat auch nur eine Front, aber wir sind von allen Seiten bedroht, wir haben keine Rückendeckung, als daß wir Rücken an Rücken stehen und fechten, und wenn wir das nicht tun, so können uns alle Opfer unsrer Vergangenheit nichts helfen.“ Man wird hieran wenigstens noch so lange erinnern müssen, als die sogenannten „Friedensfreunde“ immer noch ihre Sirenengesänge anstimmen, über das „Wettrüsten“ Europas jammern und von dem „Defizit an Kulturkraft“ durch die „übermäßige Kriegsbereitschaft“ reden. Es mögen ja, namentlich bei den deutschen Anhängern, sehr viele Leute darunter sein, die es ehrlich meinen, aber die Mehrzahl besteht aus Republikanern und Krypto-republikanern, die der französischen Republik die Reichslande wieder zuwenden möchten, und die noch 1903 auf dem „Friedenskongreß“ in Rouen den deutschen Antrag ablehnten, zunächst doch den status quo in Europa anzuerkennen. Diese Leute rechnen nur darauf, daß sich das für politische Lehmeinungen und

Theorien so empfängliche deutsche Volk von dem Friedensgefäusel einullen und seine Kriegsrüstung verfallen lassen möchte, damit dann Deutschland wieder der politische Spielball und das militärische Schlachtfeld der andern werde und zunächst die Reichslande wieder an Frankreich verlieren würde. Dieser Gedanke hat die Verhandlungen aller Friedenskongresse und alle dieses Gebiet berührenden Schriften und Reden wie ein roter Faden durchzogen von den Tagen an, wo noch Garibaldi auf den ersten Friedenskongressen brillierte, bis auf die Gegenwart.

Wir Deutschen können darauf nur eine Antwort haben: Wenn die Franzosen die alten deutschen Lande wieder haben wollen, so mögen sie sie sich holen, auf Abtretungen auf Grund irgendeiner Theorie, klinge sie anscheinend auch noch so human, lassen wir uns nicht ein. Daß aber so etwas nicht geschehe, und daß auch ähnliche Versuche von anderer Seite unterbleiben, müssen wir eben unsre den Frieden gewährleistende Wehrmacht erhalten und nach Umständen noch vermehren. Es ist die erste Aufgabe und darum auch Ausgabe für unsre „Kulturkraft,“ daß wir unser deutsches Volkstum vor allen Wechselfällen der Zukunft erhalten und bewahren. Die schönsten Behauptungen und Theorien können das nicht und wollen es auch nicht, denn jeder denkt sich seinen Vorteil dabei, und der Vertrauensselige wird übervorteilt. Es ist außerdem eine Dreistigkeit sondergleichen, dem deutschen Volke das Ansinnen auch nur anzudeuten, es möge auf die in seinem ruhmreichsten Kriege erworbenen, zwei Jahrhunderte als schwerer Verlust empfundenen Reichslande wieder verzichten; einer andern Nation gegenüber würde man mit so etwas gar nicht zu kommen wagen. Aber die „Politiker“ deutschen Stammes, die an Bestrebungen und Kongressen noch teilnehmen, wo über dergleichen auch nur herumgeredet werden darf, übersehen vollkommen, daß gerade das Manko an Nationalbewußtsein, das sie dabei jenen zeigen, eine Hauptursache dafür ist, daß wir den Ring unsrer Reichswehr immer stärker gestalten müssen. Denn nichts nährt im Auslande den Wahn, daß man das emporgekommene Deutschland wieder klein kriegen könnte, mehr als gewisse kosmopolitische, partikularistische und republikanisierende Strömungen, die sich mit dem Begriff von „Kaiser und Reich“ absolut nicht vertragen, die aber meist mit verwandten Richtungen im Auslande in Verbindung stehn und dort die Täuschung erhalten, als wiese die deutsche Einigkeit im Grunde irgendwelche in Betracht kommende Lücke auf. Alle Ausländer nehmen die Politik praktisch und überlassen den Deutschen das Theoretisieren, erkennen aber ganz genau darin das, was uns schwächt. Die deutschen Friedensfreunde sollten wahrlich das Theoretisieren in einer Frage lassen, für die drei kriegsmächtige deutsche Kaiser bisher praktisch mehr getan haben als sämtliche Friedensgesellschaften der Welt. Doch „es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Daß unser Vaterland im Frühjahr 1905 in einer stark gefährdeten Lage war, steht für alle Welt außer Zweifel, und darin liegt für uns abermals ein Beweis, daß alles politische Theoretisieren wenigstens bei der heutigen Weltlage vom Übel ist und höchstens die Folge haben könnte, unsre Wehrhaftmachung zur See zum Stillstand zu bringen. Das Deutsche Reich hat aber, obgleich noch nicht vier Jahrzehnte seit seiner Gründung verfloßen sind, schon

einmal eine Periode des Stillstands durchgemacht, die von den auswärtigen Gegnern auch erkannt und schon als Einleitung zum Rückgange gedeutet worden ist. In den siebziger und den achtziger Jahren war sehr wenig für die Entwicklung des Heeres und der Marine geschehen. Diesem Zeitraume gebührt nur der Ruhm, die Sozialreform begründet zu haben, im übrigen wurde er ausgefüllt mit dem häßlichen Parteistreit um diese und um das Sozialistengesetz und brachte als wahrscheinlich nicht gewolltes Nebenresultat, daß die Sozialdemokratie als gleichberechtigte parlamentarische Partei durch sie selbst und durch andre Parteien gewissermaßen herausgepaukt wurde. Früher hatte sie diese Stellung nicht. Die Folgen des Stillstandes der Heeresentwicklung zeigten sich in der wachsenden Revanchelust Frankreichs bis zu dem Boulanger-schwindel. Seit jenen Tagen hat sich nun die Armee zu einem Umfang entwickelt, daß Frankreich einfach nicht mehr mitkann. Die verständigen Franzosen sehen dies auch ein, und darum hat die Marokkopolitik Delcassés diesmal nicht zur kriegerischen Verwicklung geführt.

Aber weil „solche Strömungen“ wiederkehren können, und da wir gar keine Gewähr dafür haben, daß dann auch wieder der Verstand die Leidenschaft zähmt, müssen wir ihm zu Hilfe kommen: dort, wo wir noch schwach sind, müssen wir uns verstärken, dann greift uns keiner mehr an, und jeder sucht unser Freund zu werden. Daß unsre Flotte nicht mit der Bedeutung des Reichs gewachsen ist, weiß heute in Deutschland jedes Kind, auch weiß man längst in weiten Kreisen, daß seinerzeit in die Kolonialpolitik nicht mit der Entschiedenheit eingelenkt worden ist, die der Bedeutung und der Tragweite der Sache entsprach. Kaiser Wilhelm der Erste und sein großer Kanzler waren keine Seeleute, ihr nationales Riesenwerk lag auf dem Lande. Die Errichtung des Deutschen Reichs wurde auch keineswegs auf allen Seiten gern gesehen und verlangte zur dauernden Sicherung des Erreichten die unausgesetzte Arbeit unsers größten Staatsmannes, sodaß ihm für die Verfolgung der neu auftauchenden Ziele und Aufgaben, die die Entwicklung des Reichs mit sich gebracht hat, nur wenig Zeit übrig blieb. Als Kaiser Wilhelm und sein Sohn rasch hintereinander aus dem Leben geschieden waren, stand wohl das Reich fest begründet und unerschütterlich da, aber die neu entstandnen Aufgaben waren geblieben und harften der Lösung. Die Deutschen sind inzwischen auch ein andres Volk geworden, seit sie der Weltverkehr hineingezogen hat in sein Wogen und Werben. Der kräftige Handelsgeist unsrer Seestädte und der ererbte Fleiß unsrer Gewerbetreibenden hatten zwar auch unter Deutschlands größter Zerrissenheit nie geruht und sich unter dem freilich nicht uneigennütigen Schutze des Auslandes eine immerhin beachtenswerte Stellung im Weltverkehr erhalten; aber doch stand das deutsche Volk darin in geradezu beschämender Weise hinter den andern zurück. Die ganze Welt sprach nur von französischem Geschmack und von englischer oder amerikanischer Überlegenheit, nach deutscher Gebiegenheit fragte niemand, und sie mußte sich unter fremdsprachiger Hülle ihren Weg ins Ausland, ja sogar in der eignen Heimat suchen. In energischen Zügen haben sich diese Verhältnisse geändert, in kaum einem Menschenalter hat es Deutschland zu einem Weltverkehr gebracht, der den der Hansa nicht nur an

Wert, sondern auch an Bedeutung weit hinter sich läßt. Allenthalben auf dem Erdenrund haben deutscher Handel und Unternehmungsgeist festen Fuß gefaßt, das deutsche Ursprungszeugnis gilt überall als die beste Empfehlung, die Weltausstellung in St. Louis hat der deutschen Industrie fast auf allen Gebieten neue Triumphe gebracht. Deutschland hat sich auch in wirtschaftlicher Beziehung eine der ersten Stellungen unter den Kulturnationen errungen, und damit ist ihm die Aufgabe erwachsen, dafür Sorge zu tragen, daß seine überseeischen Interessen im Notfalle nachdrücklich geschützt werden können.

Es wird kaum etwas lehrreicherer für die jetzt Lebenden, die gern den Bau des Deutschen Reichs als etwas selbstverständliches hinnehmen, wie für noch viele spätere Generationen geben, als sich zu vertiefen in seine Entstehung und sich immer vor Augen zu halten, wie mühsam es sich aus dem grenzenlosen Sammer der Kleinstaaterei emporgearbeitet hat. „Welch völlig veränderter Mensch der Deutsche innerlich selbst geworden ist, der mit allen großen Nationen verkehrt und heute am Steuer des Schiffs steht, das die Meerflut kühn durchschneidet, schreibt Herzog Ernst der Zweite von Koburg-Gotha am Schlusse seiner Erinnerungen, alles dieses kann nur begriffen werden, wenn man die lange Reihe von Jahren zu zählen und abzuwägen versteht, in denen diese Wandlung vor sich gegangen ist.“ Diese Umwandlung der Anschauungen hat sich im Auslande wie daheim nur langsam vollzogen. Außerten doch nach dem ersten nationalen Aufschwunge von 1866 die Vertreter der deutschen Hansestädte im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes noch Bedenken gegen die Einführung einer deutschen Handelsflagge und gegen die Reichsaufsicht über Häfen, Seetonnen und Leuchttürme, weil sie von der Zentralisierung Nachteile befürchteten. Diese Zurückhaltung war vor vier Jahrzehnten noch begreiflich, denn es waren kaum achtzehn Jahre verflossen, seitdem sich der englische Premierminister Lord Palmerston nach dem einzigen Seegefechte der ersten deutschen Flotte bemüßigt gefühlt hatte, eine Note nach Deutschland zu richten, weil sich Schiffe unter schwarz-rot-goldner Flagge unterstanden hätten, in den Gewässern vor Helgoland mit den Dänen herumzutanonieren. Er drohte, er werde im Wiederholungsfalle diese Schiffe als Piraten behandeln. Solche Unverschämtheiten mußte sich noch vor kaum einem halben Jahrhundert das in seinem ersten Einheitskampfe ringende Deutsche Reich von England gefallen lassen, weil es machtlos war! Darüber sind wir ja heute schon hinaus, aber unsre Nachbarn jenseits der Nordsee mögen bei ihren unfreundlichen Betrachtungen über die ihnen nicht sonderlich gewogene Stimmung in Deutschland doch nicht vergessen, daß solche Eindrücke, die übrigens durch das auffallend parteiische Verhalten der Briten während des Kampfes um Schleswig-Holstein noch vermehrt worden sind, in der Erinnerung eines Volkes nicht so leicht erlöschen, auch dann nicht, wenn dem Einzelnen die veranlassenden Tatsachen selbst nicht mehr gegenwärtig sind. Dagegen wird in unsern Tagen Kaiser Wilhelm der Zweite nirgends wärmer empfangen als in den drei Hansestädten, und uralte Erinnerungen an die freundlichen Beziehungen der einstigen Reichsstädte zu den deutschen Wahlkaisern werden dabei wieder wach. Die Hansestädte verehren in ihm den Schöpfer und den Förderer der deutschen Flotte, und sie sind ja auch

die nächsten dazu, zu erkennen, daß die Flagge des Reichs doch noch einen andern Schutz gewährt als ein fremdes Banner.

Die Hanse ist seinerzeit zugrunde gegangen, weil ihr der Rückhalt eines starken nationalen Staates fehlte. Dies hat ihr die Beteiligung an der Erschließung der neu entdeckten Weltteile unmöglich gemacht, denn niemals hat das Reich eine geringere politische Macht dargestellt als in der Zeit von den Hufitenwirren bis zum Dreißigjährigen Kriege. Der vielhundertjährige Bann ist endlich gebrochen, seit einem Menschenalter ist die starke Reichsgewalt, die uns damals fehlte, wieder vorhanden, und seit einem Jahrzehnt dürfen wir auch schon von Deutschlands Seegeltung sprechen. Hierfür gebührt das Verdienst vor allem dem Kaiser Wilhelm dem Zweiten, der die von seinen Vorgängern hinterlassene Aufgabe mit Energie aufgenommen und trotz allem Mißwollen und Widerstande der verschiedensten Art unverdrossen gefördert hat. Bebel witzelte noch in seiner Rede gegen die Flotte im Reichstage über die gelegentlich gefallenen Äußerungen des Kaisers: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“ und „Bitter Not ist uns eine große Flotte,“ er hat aber damit nur bewiesen, daß ihm diese Worte unbequem sind. Hätten sie keine Tragweite, so wären sie längst vergessen, und Bebel brauchte nicht darüber zu reden. Sie haben aber gerade eine starke Saite der deutschen Volksseele angeschlagen, die mächtig erklingen ist; daher der Ärger Bebels, der seine angebliche Dreimillionenpartei nur noch durch Barrikadenreden zusammenhalten kann, weil auch zu viele Flottenfreunde darunter sind. Bebel kennt das deutsche Volk wirklich nicht, er kennt nur die von ihm mit revolutionären Redensarten vollgepfropften Massen, die ja durch Zuläufer einmal auf drei Millionen Wähler angeschwollen waren. Wenn er jetzt die Häupter seiner Lieben zählt, fehlt ihm schon manch teures Haupt, und wie viele ihm fehlen würden, wenn der Reichstag wegen der Flotte aufgelöst werden sollte, kann er sich nach den Erfahrungen der Wahl von 1887 selbst ausrechnen. Das deutsche Volk ist eben flottenfreundlich durch und durch, und auch der Zwang der Sozialdemokratie kann diese Stimmung nicht niederhalten, die nicht einmal neu ist. Die Verhandlungen der Nationalversammlung im Sturmjahr 1848 haben schon gezeigt, daß der Zusammenhang der Machtstellung des Reichs mit dem Bestehn einer Flotte mit richtigem Volksinstinkt auf allen Seiten klarer erkannt wurde als die Bedeutung der Kaiserfrage. Der Beschluß, eine deutsche Wehr zur See zu schaffen, wurde von den sonst so weit auseinandergehenden Parteien nahezu einstimmig gefaßt. Dieser Flottengedanke ist nie wieder aus dem Herzen unsers Volkes verschwunden, noch heute ist die Flotte, obwohl ihr noch nicht vergönnt war, ihre Tüchtigkeitswerte in großen Taten zu beweisen, populärer als die Armee, die doch die Geschichte des Weltteils auf neue Grundlagen gestellt, jeden Angriff auf deutsches Land abgewehrt und dem Reiche bare vier Milliarden erworben hat. Alles, was in Deutschland nicht unbedingt auf die Worte Bebels schwört, ist dem Kaiser dafür dankbar, daß er gerade durch sein persönliches Wirken die Angelegenheit der Flotte so eifrig betrieben hat, weil sie für die Stellung unsers Volkes unstreitig viel wichtiger ist als die größte, andre Nationen überragende Anhäufung theoretischen Wissens.

Das deutsche Volk hat eine Entwicklung von innen nach außen durchgemacht, das Bewußtsein, daß wir eines Volkes Glieder sind, hat das Verlangen nach kräftiger Machtstellung des deutschen Staats geweckt. In den meisten andern Völkern ist umgekehrt der Nationalstolz aus dem Vollgenusse staatlicher Größe emporgewachsen. Für uns ist diese Periode noch zu kurz, als daß sie schon große Früchte hervorgebracht haben könnte. Das Deutsche Reich war in tausend Köpfen nach der Theorie schon fertig, als sich praktisch noch keine Hand dafür rührte, darum findet auch seine praktische Weiterentwicklung heute noch viele theoretische Hindernisse, die andern Völkern gar kein Kopfzerbrechen verursachen. Immerhin zeigen die Stimmungen und die Strömungen unsrer Tage, daß das deutsche Volk vom geistigen und vom wirtschaftlichen Schaffen langsam zur politischen Arbeit übergeht. Je mehr die politischen Forderungen und Pflichten an ein wirkliches Reich anknüpfen, um so leichter verzichtet man auf persönliches Besserwissen und ordnet sich einer größern Idee unter, denn die Tatsache, daß das Reich praktisch vorhanden ist, erlaubt nicht mehr, daß jeder sich ein Staatsideal aufbaue nach Belieben. Die überaus glückliche Geschichte der letzten vier Jahrzehnte hat uns aber wieder die Wandelbarkeit der Zeiten gelehrt, und sie mahnt uns, die Fülle des uns umgebenden Lebens zu umfassen. Gegenüber den neuen mächtigen Veränderungen, die sich vorbereiten, steht unser Reich und Volk keineswegs unmächtig, aber im Verhältnis immer noch klein da. Das europäische deutsche Gebiet wird wohl vorläufig noch lange Zeit von niemand bedroht werden, will aber das Reich seine trotzdem keineswegs ungefährdete Stellung als eine der auch auf wirtschaftlichem Gebiet führenden Mächte erhalten, so muß es sie jederzeit neu erwerben und dort Einfluß zu gewinnen suchen, wo er noch zu gewinnen ist. Wir können nicht wie eine zurückgehende Firma nur für den Tagesbedarf arbeiten, und vor allem muß das Reich die Achtung zu bewahren wissen, die ihm seine militärische Kraft und Befähigung zuerst für seine politische Geltung, dann aber auch weiter für seine wirtschaftliche und Verkehrsentwicklung schon erworben haben. Hier gibt es keinen Stillstand; auf diesem Wege stehen zu bleiben, hieße der Vergangenheit entsagen und die Zukunft gefährden. Für uns handelt es sich darum, bei der sich unwiderstehlich vorbereitenden neuen Verteilung der Geltung zur See auf dem Platze zu sein, denn die Tage der alleinigen Seeherrschaft Englands sind seit siebenzig Jahren vorüber, und nicht nur Frankreich allein hat, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, jetzt England eine nennenswerte Flotte gegenüberzustellen. Da nun Deutschland die zweitgrößte Handelsflotte der Welt besitzt, so kann es weder zum Schutz dieser ausreichend sein, noch ist es des Reichs würdig, mit seiner Kriegsflotte an der fünften Stelle zu stehen.

Daß es dem deutschen Überseehandel nur in so hohem Maße geglückt ist, die zweite Stelle einzunehmen, weil hinter ihm die junge Macht des Reiches steht, ist ebensowenig zu bezweifeln wie die Tatsache, daß umgekehrt die deutsche Exportindustrie die Mittel schafft, die die weitere Wehrhaftmachung des Reichs verlangt. Denn nicht Herr Bebel gibt seinen Anhängern Arbeit und Brot, sondern die deutsche Ausfuhr; er weiß seine Leute bloß zugunsten der Partei

und zum Unterhalt der Scharen von Agitatoren empfindlich zu besteuern. Damit sie aber nicht zur Besinnung kommen, regt er in ihnen alle niedern Instinkte: des Neids, der Begehrlichkeit, der Überhebung und des Widerstands an. Erst kürzlich hat er im Reichstag, um sie in Stimmung gegen die Flottenvorlage zu bringen und zu erhalten, die Taten der russischen „Genossen“ gerühmt und zur Nachahmung empfohlen. Wir wollen im Interesse der Verführten nicht hoffen, daß er seine Drohung wahr macht, denn dann wäre es mit ihm und seiner Partei rasch zu Ende. Vorläufig beneiden wir ihn nicht um den berauschenden Beifall seiner Genossen, denn ihm fehlt doch eins, das Vaterlandsgefühl, und „wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes,“ sagte unser Treitschke schon 1865, noch vor der Entstehung des Reichs. In dieser Beziehung ist der reiche Diktator der Umsturzpartei bettelarm, und kein Zirkusbeifall der Menge kann ihn dafür entschädigen. Die aber nicht ihr Vergnügen an der Herabsetzung des Vaterlands finden, werden zusammenstehn, um Schritt für Schritt eine deutsche Flotte zu schaffen, nicht zu Zwecken einer Weltherrschaft, sondern damit wir unsern „Platz an der Sonne“ auch behaupten können, ganz im Sinne jener schlichten Worte, die Fürst Bülow am 19. November 1904, bei der Taufe des Linienschiffs „Deutschland“ durch den Kaiser, sprach: „Wer von uns hinauszieht, um deutsche Kultur und deutsche Arbeit in die Welt zu tragen, soll seines festen Rückhalts in der Heimat sicher sein. Darum schaffen wir unsre Flotte. Für niemand aber ist unsre Seewehr eine Herausforderung.“ Der friedliche Zweck wird um so eher erreicht werden, je stärker wir sind; dann wird es uns auch an Freunden und an Bundesgenossen nicht mangeln. Bis dahin werden wir uns aber an unsrer Pflicht der Wehrhaftmachung zur See durch niemand hindern lassen. Auf dem Wasser wird sich in Zukunft der Länder Macht entscheiden.



Bedrängnisse und Erfolge des Deutschtums in den Ostseeprovinzen Rußlands

(Schluß)



Das deutsche Angebot gemischter Konferenzen wurde von dem rechten Flügel dieser Parteigruppierung angenommen. Ihm schlossen sich auch einige Neutralere an. Die im Mai abgehaltenen Konferenzen, die unter dem umsichtigen Präsidium eines angesehenen livländischen Edelmanns, Herrn von Strandmann, und bei Beteiligung von etwa dreißig Personen stattgefunden haben, haben praktische Erfolge nur in sehr geringem Maße gezeitigt. Abgesehen von einer gewissen vielleicht nicht zu unterschätzenden persönlichen Annäherung von deutschen und lettischen politischen Persönlichkeiten und von dem Nutzen einer offenen Aussprache, die vorüber-